

# Halle'sche Zeitung.

## Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 19.

Halle, Freitag, 12. Januar 1894.

186. Jahrgang.

Telegraph-Adresse: **Courier** Halle'sche.

### Neueste Nachrichten.

**Berlin, 11. Januar.** Die Nachricht, der russische Botschafter in Berlin, Graf Schumalow, sei zum Nachfolger Grafen ausserden, entfällt, wie die „Kreuzzeitung“ erfährt, der Begründung. In unterrichteten Kreisen wird vielmehr versichert, daß die Ernennung des Generalgouverneurs von Kaulfahn, Fürsten Scheremetew, zum Generalgouverneur Polens bevorstehe. Der Fürst ist vom Jaren nach Petersburg berufen.

**Berlin, 11. Januar.** Die Stadtverordneten nehmen in ihrer heutigen Sitzung nach langer Debatte unter Ablehnung aller Gegenträge mit 66 gegen 52 Stimmen gemäß dem Vorhabe des Ausschusses die Magistratsvorlage betreffend die Verbrüderung der Königstraße auf der Südseite.

**Stettin, 11. Januar.** Der „Königsberg Zeitung“ wird aus Petersburg gemeldet, daß dem General Gurko in Folge einer Verleumdung durch Professor Bergmann eine Zeile abgenommen wurde, woran angeblich Beförderung eingetragten sein soll. Der Garb hat Gurko, der vorläufig nicht mehr transportfähig ist, zur Erholung ein Soloth in der Krain an.

**Hamburg, 12. Januar.** Der zur deutsch-afrikanischen Gesellschaft gehörige Dampfer „Emin“ gilt als verloren, bei Durban wurden vom Dampfer herrührende Bruchstücke angetrieben.

**Neustadt, Ober-Sachsen, 12. Januar.** Bei der gestern stattgefundenen Neidstags-Prüfung für den Barrer Titel „Brennmeister“ der sein Mandat niedergelegt hatte, wurde der Kandidat Herr Centrumsparter Mittelgutsbesitzer Deloch mit großer Mehrheit gewählt.

**Wien, 11. Januar.** In unterrichteten Kreisen wird behauptet, der deutsche Botschafter, Prinz Reuß, werde in aller nächster Zeit aus Gesundheitsrücksichten von seinem Posten zurücktreten.

**Wien, 12. Jan.** Das Gerücht von dem Tode Kosjutichs erweist sich als unbegründet. Kosjutich schrieb vorgestern ein eigenhändiges Billet an Helfry mit der Mitteilung, daß er etwas leidend sei, infolge des Gerüchtes von Kosjutichs Tode telegraphierte ihm Helfry und erhielt von Kosjutich die Antwort, daß er sich wieder besser fühle.

**Santiago, 12. Januar.** Das Exekutiv-Komitee der Welt-Ausstellung weigert sich die Entschädigungsansprüche anlässlich der letzten großen Feuersbrunst zu erfüllen.

**Wien, 11. Januar.** Der Erzherzog Carl Ludwig genehmigte als Protektor der Geographischen Gesellschaft die Witte des Präsidiums, den Erzherzog Franz Ferdinand in Anerkennung der anlässlich der Weltreise erworbenen hervorragenden Verdienste um die Förderung der Ethnographie und Geographie in einer Festversammlung zu ehren.

**Konstantinopel, 11. Januar.** Nach einem Telegramm, welches dem „Gazet“ aus Petersburg zugeht, beschließt der Erzherzog Karl Ludwig, dem Petersburger Hofe in diesem Jahre einen Besuch abzustatten.

**Rom, 12. Januar.** Der verhaftete Briefträger Urso wird nach Palermo gebracht werden. Wie verlautet, sind gewisse Anzeichen vorhanden, daß zwischen dem Deputierten Felice Comissaria und Urso ein Einverständnis über die revolutionäre Agitation auf Sizilien bestanden habe.

**Rom, 11. Januar.** Entgegen den auswärts verbreiteten gegentheiligen Gerüchten haben sich die hiesigen Arbeiter heute früh in vollster Ordnung an ihre Beschäftigung begeben.

Wie die „Agenzia Stefani“ aus Palermo meldet, berichtet auf ganz Sicilien andauernd Ruhe.

**Wien, 11. Januar.** In der letzten Nacht plakte vor dem Kasino Dorico eine mit Revolverpatronen gefüllte Büchse, ohne bedeutenden Schaden anzurichten. Auch an andern Punkten der Stadt plagten Petarden.

**London, 12. Januar.** Der Sekretär des Schatzamtes kündete an, Gladstone werde morgen Freitag beantragen, daß nach der dritten Lesung der Kirchenparlamentsbill das Unterhaus sich bis zum 12. Februar vertage.

**Paris, 12. Januar.** Wallant hat sich schließlich doch noch von seinem Reichthümer überreden lassen. Versetzung gegen das Urteil einzulegen, er will aber bis zum letzten zulässigen Termin damit warten. Heute wurde Wallant unter strenger Bedeckung in der Zwangsjacke ohne Zwischenfall in das Gefängnis la Roquette überführt.

**Wiesbaden, 11. Januar.** Die „Independence Bege“ meldet: Der Ministerpräsident Bernaert wurde heute Nachmittag vom König empfangen. Bernaert setzte den König von seiner unwiderstehlichen Wertschätzung, sich von seinem Posten zurückzuziehen, wenn er von der Krone nicht Bedingungen erlangen sollte, welche ihm genöthig erschienen. Vor der Versammlung der Kammern, welche am Montag stattfinden soll, wird ein endgültiger Entschluß nicht gefaßt werden.

**Konstantinopel, 11. Januar.** Die außerordentliche Gesandtschaft, welche dem deutschen Kaiser den jüngst vom Sultan geschickten Khasandani-Osmann überbringen soll, erhielt Befehl hier zur Abreise fertig zu machen. Dasselbe befehlet aus dem Chef der kaiserlichen Militärkanzlei: Eduard Pascha und dem Artillerie-Ingenieur General v. Grumbow-Pascha.

**Cettigne, 11. Januar.** Der Volk von Suturi besief sämtliche Führer der albanesischen Stämme nach Suturi, um ihnen den Befehl des Sultans bekannt zu geben, mit Montenegro in Frieden zu leben. An der Grenze herrscht vollkommen Ruhe. Die Unterbrechung des Verkehrs zwischen Albanien und Montenegro dauert fort.

### Zur Invaliditäts- und Altersversicherung.

Die Berliner Politischen Nachrichten schreiben:

„Anlässlich der im Reichstage vorgelassenen Erörterungen über die Invaliditäts- und Altersversicherung, hatten es einzelne Gegner dieser staatlichen Versicherung wieder für angezeigt, hervorzuheben, daß die Invaliditäts- und Altersversicherung sich nicht bewährt habe. Um über diese Frage ein zutreffendes Urtheil abgeben zu können, wird man wohl noch einige Zeit verstreichen lassen müssen; denn man wird über den Werth oder Unwerth des Haupttheils, der Invaliditätsversicherung, doch unmöglich eine zutreffende Ansicht fassen können, nachdem diese Versicherung nunmehr ganze zwei Jahre und noch dazu gemäß den Uebergangsbestimmungen in Geltung gewesen ist. Man sollte aber gegenwärtig nur einmal die Empfänger von Renten betragen, wie sie über den Werth der Versicherung denken! Es ist ja hier, daß das gewöhnliche Gesetz Mangel aufweist. Hierdurch hat dies aber auch anders erwartet, und es wird genöthig zur rechten Zeit Anlaß genommen werden, dieselben durch eine Novelle zu befestigen. Von vornherein sollte man sich jedoch dabei klar sein, daß sich Wünsche schwerlich zu erfüllen sind. Der eine betrifft die Eintragung des Berufes in den Bestanden der Versicherung auf die industriellen Arbeiter. Eine solche Frage zur Erörterung und Entscheidung zu stellen, war es Zeit, als das Gesetz im Entwurf vorlag. Nachdem einmal die Entscheidung für die weitere Versicherung gefallen ist, ist es nicht anzunehmen, den engeren Kreis zu weiten, wenn man nicht nachdenken will, durch die Zahlung von Beiträgen jetzt bereits Rechtsansprüche erworben haben, die man nur durch Entschädigungen ablösen könnte. Dazu aber wird sich wohl Niemand verstehen. Der zweite Wunsch ist der nach der Abschaffung des Markensystems. Dasselbe würde fallen gelassen werden können, wenn man den Ueberbau, auf welchem die gegenwärtige Versicherung beruht und der in Leistung und Gegenleistung besteht, aufhobe und etwa an seine Stelle die Aufbringung der Deduktionsmittel durch Steuern sowie die allgemeine Vertheilung auf Invaliditäts- und Altersrenten einführe. Sonst nicht. Selt man an dem Grundbau von Leistung und Gegenleistung fest, so ist die Eintragung durch Steuern nach die bequemste und am sichersten zu kontrolliren. Betreffs der meisten übrigen Wünsche wird sich wohl später eine Verständigung ergeben lassen.“

Wenn gegen das Invaliditäts- und Altersversicherungs-Gesetz von seiner Einführung an bis jetzt am meisten Widerstand erhoben worden ist, so liegt dies — abgesehen von der Höhe der Belastung der Unternehmungen — darin, daß durch dasselbe wieder eine ganz neue Organisation eingeführt, der Kreis der Versicherten anders als bisher festgesetzt und eine sehr — wir wollen uns mißverständlich ausdrücken — „sonderbare“ Art der Beitragserhebung eingeführt wurde. Wenn nun jetzt eine Beilegung der hervorgetretenen Uebelstände durch eine Novelle für dieses Gesetz allein in Aussicht gestellt wird, so möchten wir vor der jetzt herrschenden Novellensucht entschieden warnen. Eine Novelle zum Krankenversicherungs-Gesetz ist erlassen, eine solche zum Unfallversicherungs-Gesetz in Vorbereitung, eine zum Invaliditäts-Gesetz wird in Aussicht gestellt. Jede Novelle macht nicht nur den Versicherten, sondern auch sämtlichen Beteiligten ganz bedeutende Umstände und Kosten. Das Publikum muß sich aber erst mühen in die neuen Bestimmungen hineinleben. Denn man muß das eine nicht übersehen, was in unserem Jahrhundert der papierne Gesetzesfabrikat so leicht vergehen wird:

Das Volk kennt das, was Mächtens ist, nicht aus Gesetzesbüchern oder gedruckten Belehrungen, sondern aus den Erfahrungen, die es im Leben hinsichtlich der Gesetze selbst macht oder machen sieht.

Wenn eine Novelle eine Zeit lang in Geltung gewesen, so kommen wieder in irgend welcher Richtung Klagen und Anträge auf Abänderung. Es kann es kommen, daß nach Fertigstellung der Novelle zum Invaliditäts- und Altersversicherungs-Gesetz wieder eine zum Krankenversicherungs-Gesetz, dann wieder eine zum Unfallversicherungs-Gesetz gemacht wird u. s. w. Das kann ein netter Kreislauf werden!

Wenn wirklich Abhilfe gefaßt werden soll gegen berechnete Klagen, dann halten wir folgendes für unbedingt nothwendig:

1. Der Kreis der Versicherten muß für alle drei Versicherungs-Gesetze der Gleiche sein.
2. Die verschiedenen Organisationen der Versicherung müssen derartig in Verbindung gebracht werden, daß nur an einer Stelle zu beschließen, ist alle An- und Abänderungen erfolgen und alle Beiträge erhoben werden.
3. Es darf weiter keine Abänderung einzelner Gesetze stattfinden, sondern es muß eine Gesamtorganisation, die allerdings gründlich durchzuarbeiten ist, stattfinden. Einzelne energische Eingriffe werden sich dabei allerdings nicht vermeiden lassen. Aber sie werden lange nicht so schimmeln sein, als die bei der Einführung der Sozialreform überhaupt. Und ein früherer Schritt ist gegen Auswüchse immer besser als vieles Gerummel.

Wir erhalten nachstehende

### Erklärung:

In der letzten Zeit sind in der öffentlichen Presse sowohl wie in der freistehenden freihändlerischen Presse die Artikelserie, die Aufhebung der Vertheilungsmittel, die Aufhebung der Zollerhebung, die Aufhebung des Zolltarifs als Kompenzationsobjekt in Bezug auf den russischen Handelsvertrag, wie auch als Reize, um den Bund der Landwirthe auseinander zu treiben, so häufig erwähnt worden, daß es nothwendig erscheint, die Stellung des Bundes der Landwirthe der Provinz Sachsen zu diesen Fragen genau zu präzisiren. Der Bund der Landwirthe, welcher es sich zur Aufgabe gesetzt hat, die wirtschaftlichen Interessen der gesammten Landwirthschaft in den Parlamenten und im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen, vermag unmöglich die künstlich erzeugten Interessen-Differenzen der einzelnen Landesheile zu bebandeln; er muß in solchen Fällen das Vorgehen den interessirten

Landestheile selbst überlassen. Dabei wird der Bund der Landwirthe selbstverständlich die Aufgabe haben, solche innerhalb seiner Grenzen nach Möglichkeit auszugleichen.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, werden die Mitglieder des Bundes der Landwirthe in der Provinz Sachsen und des Herzogthums Anhalt sich durch Kompenzationsobjekte, sei es die Aufhebung der Schaffelsteuer oder die Vertheilung des Identitätsanwärters oder die Beibehaltung der Zollerhebung, nicht von den gemeinlichlichen, großen wirtschaftlichen Interessen der deutschen Landwirthschaft abtrennen lassen.

Die letzten Monate haben gezeigt, wie nothwendig die Bildung des Bundes der Landwirthe war und wie auch in Zukunft bei den vielfachen Angriffen, welche der Bund der Landwirthe zu ertragen hat, ein festes Zusammenstehen der gesammten Landwirthschaft, ein Festhalten an den gemeinsamen Interessen der gesammten Landwirthschaft Deutschlands unbedingt erforderlich ist, um den landwirthschaftlichen Verfallstand in allen seinen Schichten lebensfähig zu erhalten.

Am 11. Januar 1894. Von Seilhoff, Vorsitzender der Provinzialabtheilung Sachsen-Anhalt, des Bundes der Landwirthe.

### Deutsches Reich.

\* Der Kaiser empfing gestern Nachmittag um 9 Uhr den Kriegsminister von Hartmann und arbeitete darauf mit dem Chef des Militärkabinetts. Um 1 Uhr erhielt der Monarch den bisherigen Marineattaché bei der kaiserlichen italienischen Botschaft eine Abschiedsaudienz. — Die Kaiserin gedachte gestern Abend dem in der Villa Harrenhof stattfindenden, vom Verein „Frauenhilfe für die Armen Berlins“ veranstalteten Wohlthätigkeits-Konzerte beizuwohnen. — Am 13. d. M., Abends 7 Uhr, wird bei den Majestäten ein Hofballerabend stattfinden.

\* Vom Geburtstage des Kaisers werden der König von Battenberg und der Prinz von die Prinzessin Luibow Ferdinand von Bayern erwartet. Prinz Ludwig Ferdinand wird dem kaiserlichen Kapitel des Ordens vom Schwarzen Adler beizuwohnen, dessen jüngster Ritter er ist.

\* In der heute stattgefundenen Sitzung des Bundesrats wurde die Vorlage betreffend die Anerkennung der belgischen Bräutigamsweiden für Handfeuerwaffen in Deutschland dem betreffenden Ausschusse überwiesen. Dem Ausschussantrag über die Vorlage betreffend die Anwendung des Militärstrafgesetzbuchs auf die Beförderung von Kriegsbedürfnissen wurde die Zustimmung ertheilt.

Im Laufe der nächsten Woche wird der Zollbeirath wieder zusammentreten, um über Einzelheiten der getroffenen Vereinbarungen über den deutsch-russischen Handelsvertrag zu sprechen.

Das Reichs-Verkehrsamt ist nicht beabsichtigt, seinen dem Reichskanzler zu erlassenden Geschäftsbericht für das Jahr 1893 mitzuentwerfen. Der Bericht wird sich auf die Unfall- sowie Invaliditäts- und Altersversicherung erstrecken. Er dürfte auch wieder dem Reichstage vorgelegt werden.

\* Die für die nächste Landtags-Session vorbereitete Eisenbahn-Vorlage kann, wie der Berliner Mt. schreibt, dem Abgeordnetenhaus nicht so bald zugehen, als dies gewünscht wurde. Die Regierung findet ihren Grund jedoch keineswegs in dem Mangel einer Verhandlung des Ministers der öffentlichen Arbeiten mit dem Finanzminister, sondern in der Nothwendigkeit von Verhandlungen mit einigen Nachbarstaaten, die leider noch nicht zum Abschluß gebracht werden konnten. Der Abschluß dürfte indes in den nächsten Wochen erfolgen und die Vorlage dann alsbald, wahrscheinlich noch im Februar, an das Abgeordnetenhaus gelangen. Die Vorlage wird namhafte Kredite für den Bau von Nebenbahnen, für den Umbau von Bahnhofsanlagen und Bahnhöfen und zur Ergänzung des rollenden Materials in Anspruch nehmen. Nach demselben Blatt wird dem preussischen Landtage alsbald nach Eröffnung der diesjährigen Session am 16. d. M. eine Vorlage, betr. die Beilegung Preussens an den Verfallungsfolien des Elbe-Trave-Kanals, zugehen. Die Bau-Ausführung hat die freie Entscheidung überlassen.

\* Der Reichs- und Staatsanzeiger“ bemerkte im nachstehenden Theile: Die Kreuzzeitung berichtet von einer bedeutenden Aenderung in der Leitung der Kolonial-Verwaltung, die insofern bemerkenswerthe scheint, als beabsichtigt ist, die Kolonialabtheilung vom Auswärtigen Amt zu trennen und sie dem Reichs-Marineamt zuzuschicken. Diese Nachricht entbehrt jeder Begründung.

\* Der preussische Landtag wird, wie der Minister des Innern in „Reichsanz.“ bekannt macht, am 16. d. M. Vorm. 11 Uhr im Weissen Saale des Kgl. Schloßes eröffnet werden.

\* Von unserer Marine. Laut Mitteilung des Oberkommandos der Marine III S. M. Adm. „Nika“, Kommandant Korvetten-Kapitän Hr. von Baumbach, am 11. Januar in Ningbo eingetroffen und wird am 18. Januar nach Shanghai gehen.

\* Aus dem badischen Landtag wird berichtet: Der Abg. S. u. vom Centrum, Präsident der Budgetkommission, der auch Reichstagsmitglied ist, sprach sich in der heutigen Sitzung im Gegenstand zu der bisher bekannt gewordenen Stellung der ultramontanen Landtagsfraktion für eine Reichsfinanzreform vortheilhaftiger weiterer Prüfung der Steuerreform aus.

\* Das Aktionskomitee der Berliner Zeitungsrentenverleger, unterführt von anderen Vereinen für die Interessen der Schriftsteller, der Papier- und Buchdruckereivereinigung hat jetzt eine Petition an den Reichstag um Ablehnung des Antrags Gröber auf Beibehaltung des Colportage- und Buchhandels erlassen. Die Petition berechnet den aus der

Anfrage des Centrumsantrages zu befürchtenden Schäden für den Buchhandel und die damit zusammenhängenden Industrien auf 120 Mill. M. und sieht eine Problosverwörung von 50 000 Personen vor.

**Der Zusammenstoß zwischen Engländern und Franzosen in Westafrika**, der als das Resultat eines verhängnisvollen Irrthums des französischen kommandirenden Offiziers, Lieutenant-Marix anzusehen ist, welcher auch mit seinem Leben dafür büßte, hat zu beiden Seiten des Kanals eine Fäulnis von Prekamentationen erzeugt. Man ist auf englischer wie auf französischer Seite nicht geneigt, die Affäre zu klären, so sehr man es hier verdient, was freilich nicht hindert, daß die koloniale Eifersucht der rivalisierenden Mächte deutlich zum Vorschein kommt. Jeder Theil sucht den anderen von seiner eigenen, völligen Gerechtigkeit zu überzeugen, giebt aber gleichzeitig zu verstehen, daß er den anderen allerlei „Lehrerzählungen“ für fähig hält. Bei der Entlegenheit des Schauplatzes der Affäre mag immerhin noch eine genaue Kritik bis zum Eintreffen ausführlicher Berichte vergehen, inwiefern verbreitet sich die öffentliche Meinung Englands die Zeit damit, den Franzosen vorzuwerfen, daß sie eigentlich ihre ostafrikanischen Expeditionen mit unverantwortlicher Leichtfertigkeit in Wert setzen, unheimlicher, als sie bei ihren Streifzügen in anderen Theilen der Welt zu beschreiben wüßten; und die Franzosen erwidern sich damit, daß sie England unerschütterliche Kolonien anlangen und sich selbst auch in diesem Falle als die harmlosen Opfer britischer Feindseligkeiten hinstellen. Schließlich wird sich die ganze Sache wohl zu einem diplomatischen Aeußer- oder Selbstverzicht, und damit ihrer Erledigung auf dem üblichen Geschäftsweg zugeführt werden.

### Zeitungsroman.

Die Konserwatve „*Öpreuz*“ 31. g. bezieht die Antwort des Reichsanzeigers an den Ansuchen der ostpreussischen Konserwativen. Es erklärt, es werde ein Verzicht sein, anzunehmen, „die Aufhebung des Identitätsnachweises würde von den ostpreussischen Konserwativen als ein vollwertiges Kompensationsobjekt für die Nachtheile, welche aus der Aufhebung des Differentialzollgesetzes gegen Rußland zufließen würden, angesehen.“ Gegenüber dem russischen Handelsvertrag stehen wir nach wie vor auf einem absehbaren Standpunkte und zwar so lange, als uns nicht Seiten der Reichsregierung unerschütterliche Garantien dafür gegeben sind, daß von ihr die Renonciation der Söfken ernstlich angelehrt wird. Der Artikel schließt: „Sollten wir, daß dieser erste Schritt, den der Herr Reichsanzeiger gethan hat, uns entgegen zu kommen, nicht die letzte bleiben wird, und daß somit der Weg eröffnet ist, auf dem schließlich eine Verständigung mit der gesamten konserwativen Partei erzielt werden kann.“

Zur Steuerpolitik bemerkt die „*Post*“: „Für mich nicht wieder zu bedenklichen Ausgaben Schulden machen, so nicht nichts übrig, als Landessteuern höher den Debitus auszufüllen. Nach der Gehaltsumme des preussischen Steuerjahres kommt dabei die Einkommensteuer nicht bloß in erster Linie, sondern allein in Betracht. Zur Deckung eines Debits von 70 Millionen Mark bedarf es eines Aufschlags von 7 Monatsraten auf Einkommensteuer. Die Einkommensteuer der Reichshauptstadt würde für jeden Bauern, Handwerker, Kleinrentner bis hinauf zu den reichsten Stellen einen Aufschlag von ca. 58 Pfennigen auf jede Mark Einkommensteuer zur notwendigen Folge haben. Aber zu 6 Mill. Einkommensteuer angelegt ist, würde beinahe 10 Mill. zu zahlen haben, was 120 Mill. 100 Mill. u. s. w. Diese einfache Konvention eines neuen Verhältnisses des Reichsstaats sämtlichen Steuerzahlern für zu machen, was Aufgabe der demnach bestimmten Landesparlamenten; wie zweifellos nicht daran, daß der Grund der solchen Vertheilung der Gehaltsumme der Steuerzahler stark genug sei, um den Aufwand der Einkommensteuer gegen die Staatskasse der Gesamtsumme zu überwinden. Die neuen Zusammenhänge der Reichs- und Staatsfinanzen und dem Interesse der letzteren an der geplanten festen Regelung des Verhältnisses beider sieht sich für die Generaldebatte zum preussischen Etat, mit welcher die Verhandlungen wohl beginnen werden, der Ansicht, die im Reichstage mit größter Aufmerksamkeit der Finanzpolitik mit vollem Nachdruck zu verbinden, und so den großen dabei in Betracht kommenden Gesellschaften zu ihrem Nutzen zu versehen. Die Verhandlungen an dem einen Ende der Reichsregierung dürfen daher eine wichtige Ergänzung durch die am anderen Ende stattfinden.“

In Betreff seines vierwöchentlichen Buches „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks“, wofür Herr Dr. Hans Plum im Leipziger Tageblatt eine Entgegnung auf verschiedene Ausstellungen, in der es heißt:

„Für Bismarck heißt mich aber fast, dem Tage seines Entstehens in der letzten Novemberwoche und hat mit seinem Tode für die ihm in dem Werke bestrahle, „vollständige Bekanntheit“ in einem eigenhändig unterzeichneten Briefe vom 9. Dezember ausgesprochen. Das Urtheil des Fürsten beruht auf eigener Prüfung und kann durch Schmähreden und Melange nicht berührt werden. Welche hohe und reiche Gabe der Welt, welche die Welt durch sein Werk durch den Fürsten Bismarck dankt, habe ich in der Vorrede zu meinem Werke ausgesprochen, zugleich aber auch, daß damit der Fürst nicht entzweit für irgend eines meiner Worte auch nur als „Mitarbeiter“, geschweige denn als „Autor“ verantwortlich sei.“

### Ausland.

**Oesterreich-Ungarn.** Die sanitäre Untersuchung der aus Italien kommenden Reisenden, welche bisher in Gory und Pontafel stattgefunden, ist aufgehoben worden. Ebenso hat der Wiener Magistrat die sanitäre Revision der aus Galizien, Ungarn, Rumänien und Italien eintreffenden Reisenden aufgehoben; dagegen bleibt die Kontrolle gegen Reisende aus Ausland noch bestehen.

Durch die von der kaiserlichen Regierung in der Debit-Frage abgegebenen und heute sichtlich fürchten Erklärungen wurden die von österreichisch-ungarischer Seite zu den letzten Vorarbeiten Serbiens gegenübernehmenden vollständig angenommen; die Meinungsverschiedenheit bezüglich der Darlehen ist nunmehr als erledigt betrachtet.

**Frankreich.** Deputirtenamt. Bei der Präsidentenwahl wurde Dupuy mit 290 von 357 abgeordneten Stimmen wieder zum Präsidenten gewählt. Zu Vizepräsidenten wurden wiederum die Abgeordneten de Walo, Gaure, Etienne und Goffroy.

Für den Fall, daß Vaillant auf ein weiteres seine Unterschrift unter das Kassationsgesetz verweigert, dürfte die Hinrichtung in 10 bis 12 Tagen erfolgen. Die meisten Tagesblätter ernteten in warmen Worten die Unerschrockenheit der Geschworenen im Prozeß Vaillant an, die ohne darauf Bedacht zu legen, daß die Anarchisten in irgend einer Weise ihrer Macht überhand geben werden, Vaillant zum Tode verurtheilt. Die „*Anteil*“ schreibt: „Wenn die Jury einen Augenblick schwach gewesen wäre, hätten die Anarchisten geglaubt, die Gesellschaft habe Angst, und sie hätten eine wahre Schreckensherrschaft veranlaßt.“ „*Debits*“ meinen: „Die Gesellschaft ist etwas Großes und Ebles, ein Ort der arbeitenden und lebenden Menschheit, sie hat das Recht zu leben und die

Macht, sich zu verteidigen. Die Oesterreichern haben die Pflicht zu erfüllen.“ „*Kantone*“ erklärt: „Vaillants That war abscheulich, er wollte wahllos tödten, man wird nun ihn tödten. Die Gesellschaft muß sich gegen Leben verteidigen, der sich an Menschenleben vergeht.“ Die sozialistischen Zeitungen sprechen sich dahin aus, daß das Urtheil unerschrocken streng sei. Einzelne Blätter erhoffen vom Präsidenten die Begnadigung Vaillants.

### Mis Rath und Fern.

**Hamburg, 11. Jan.** Senator D'Sowa id feierte heute sein 25jähriges Jubiläum als Senator, wozu ihm viele Ehrenspenden und zahlreiche Glückwünsche dargebracht wurden. Vom Kaiser war ein telegraphischer Glückwunsch eingetroffen.

**Troppan, 11. Januar.** Der Karolin Fürstbischof Skopp aus Breslau hat für den Bahnd u. Barzdorf 21 d. e. wies 50 000 Gulden gespendet und das zum Bahnbau nötige Terrain, soweit es Eigenthum des Breslauer Bisthums ist, unentgeltlich abgetreten.

**Wien, 11. Januar.** Ein Unterbeamter der Brauer Kreditanstalt veruntreute 3000 fl. Da die Familie desselben den Schaden erlitt, interdicte die bürgerliche Intervention.

**Budapest, 11. Januar.** Im Parlamente diskutiert heute das bis jetzt unbefriedigende Bericht von dem Ableben Kossuth's.

**Triest, 11. Januar.** Nach einer Depesche aus Neapel stieß gestern beim Volo San Vincenzo der aus Capri ein-gekommene Dampfer „*Sibilla*“ mit dem nach Palermo abgehenden Postdampfer „*Sibilla*“ zusammen. Der Zerstörer „*Sibilla*“ ist sofort gesunken, wobei 3 Passagiere und 1 Majorität ertranken. Die übrigen Personen wurden gerettet.

**Antwerpen, 11. Januar.** Eine ungeheure Feuersbrunst zündete heute Nachmittag das Feuillotellet St. Johann ein. Die Feuerwehr konnte nicht eingreifen, weil die Wasserhähnen eingefroren waren. In Folge dessen wurden auch die anliegenden Häuser von Feuer ergriffen, das noch fortbrennt. Menschenleben sind bisher glücklicherweise nicht zu beklagen. Das Kollo hatte drei bis vier Millionen gefost.

### Deutscher Reichstag.

Der Reichstag genehmigte die Erklärung betr. den Abschluß eines Handelsvertrages zwischen dem Reich und Spanien und begann dann die erste Beratung der Tabaksteuervorlage. Staatssekretär des Reichsfinanzamtes Graf Posadowsky begründete die Vorlage in zweifelhafteinständiger Rede, in welcher er alle seit der Veröffentlichung der Vorlage in der Presse und in Versammlungen gegen dieselbe erhobenen Einwände beantwortete. Der Tabak könne als entwerthendes Genusmittel am Ertien eine Erhöhung der Steuer tragen. Die Abgabe gegen die Vorlage sei in nachfolgender Weise geführt worden; sie habe sich sogar dazu verhalten, auch die Tabakbauern zu überreden, daß sie durch die Vorlage geschädigt würden, während das Gegentheil der Fall sei. Ein Aufschlag des Konsums werde nicht eintreten, falls ein solcher aber eintrete, so würde ein gewisses freizubehaltendes Arbeitsmaß in der Landwirtschaft leicht Beschäftigung finden. Zum Schluß wies Graf Posadowsky mit aller Entschiedenheit die bei einem Amtsantritt von einem rheinischen Blatte aufgestellte Behauptung zurück, daß er eine Art Eingekerkelter für den preussischen Finanzminister sein werde. Diese Steuervorlagen seien unter seiner Leitung im Reichsfinanzamt aufgestellt worden und würden von den verbundenen Regierungen aufrecht gehalten.

Mg. Frick sprach sich Namens des Centrums gegen die Tabaksteuervorlage aus und will nur die Mittel zur Deckung der durch die Militärvorlage veranlassenden Mehrausgaben bewilligen. Dem genügt die Abgabe und die Steuer, eine Schenk- und Konsumsteuer und eine Zollabgabe für Tabakfabrikate, wozu allerdings in den nächsten Jahren noch eine Erhöhung durch Erhöhung der Matrifalarbeiträge treten müsse. Mg. Frick u. Stamm (Sp.) trat für die Vorlage ein. Nach der Ablehnung der Erhöhung der Biersteuer konnte man nur entweder eine Tabaksteuer oder eine Monopolvorlage erwarten. Mg. Wassermann (Nl.) sprach gegen die Vorlage so wohl vom Standpunkte der Tabakindustrie als dem der Tabakbauern.

24. Sitzung am Donnerstag, 11. Januar, 11 Uhr.

Auf der Tagesordnung steht die Deklaration betr. den Abschluß eines Handelsvertrages zwischen dem Reich und Spanien für die Zeit vom 1. bis einschl. 31. Januar d. J.

Mg. Frick (H. Fr.) sprach sich gegen die Einwendungen gegen die Vorlage aus, er würde sich nicht für die Vorlage weigern, weil darauf hin: „Im Folgenden welche eine Güte. Die Regierung ist berechtigt, gegenüber Staaten, welche deutsche Waaren und Schiffe unangenehm behandeln als die anderer Staaten, Vergütungen zur Entschädigung des Vollzuges zu erlassen; aber sie ist nicht berechtigt, die Vertheilung der Waaren zu ändern, welche die deutschen Waaren mit sich bringen.“ Dem Folgenden müsse in § 6 ein darauf beständiger Zusatz gegeben werden.

Darauf wird die Erklärung sofort in zweiter Beratung genehmigt und die nachgefragte Antwort ertheilt.

Es folgt die erste Beratung des Entwurfs eines Tabaksteuergesetzes.

Staatssekretär Graf Posadowsky weist zunächst die Behauptung zurück, daß das deutsche Reich um desswillen nicht zu einer höheren Besteuerung des Genusmittels Tabak nach dem Mutter von England, Frankreich, Oesterreich und Italien schreiten dürfe, weil jene Einkommensteuer nicht zu hoch ist als diejenige der genannten Länder. Deutschland ist ein Bundesstaat und man habe der Reichs-schuld die Staatsschulden der Einzelstaaten hinzuzurechnen; dann ergebe sich aber ein Schuldbetrag von einundsiebzig Milliarden. Wollte man nach einem von links gemachten Vorschlage vor einer Erhöhung der Tabaksteuer die Salzsteuer, die Zuckerversteuer, den Petroleumzoll und die Gewerbesteuer auf den Tabak zu verlegen, so würde man einnehmen aufgeben, um 45 Millionen aus dem Tabak dafür einzusparen, und der Mittel Preussens an dem Ausfall würde nur durch eine Erhöhung der Einkommensteuer um 132 Pct. wieder aufzubringen sein. Weiter führt er der Hand eines umfangreichen Zahlenmaterials an, daß die Behauptung falsch sei, die indirekten Steuern drücken nur die unbedeutendsten Klassen der Bevölkerung. Besonders würden alle diejenigen von ihnen nicht betroffen, die in Lohn und Brod stehen, und diejenigen ländlichen Arbeiter, welche Dörfer erhalten. Es seien aber seit 1879 für die arbeitenden Klassen aus Erleichterungen und Zuwendungen eingeleitet worden, namentlich durch die sozialistische Besteuerung, in welche das Reich erhebliche Opfer bringe, die den arbeitenden Klassen allein zu Gute kommen. Die Lebenshaltung unserer Arbeiter habe sich bedeutend gehoben; die Löhne seien gestiegen. Daß die Löhne der landwirtschaftlichen Arbeiter gestiegen, ist eine natürliche Thatsache, hierzu liegt ja die Ursache des Aufganges des Weintrags der Landwirtschaft. Ein Ertrag der Löhne geben auch die Lohnnachweisungen der gewerblichen Berufsgegenstände. Was will gegenüber der Erhöhung der Einnahmeverhältnisse eine indirekte Belastung von 7 1/2 Mark pro Kopf betragen? Die ganzen Ausgaben, welche aus dieser Steuerbelastung bestritten werden, dienen der Verbesserung des Vaterlandes, und daran hätten auch die Arbeiter ein Interesse.

Auf die Tabaksteuer selbst eingehend, verurtheilt der Staatssekretär die Abgabe der Tabakindustrie gegen die Besteuerung. Es geht abwärts die Tabakindustrie, die die Möglichkeit einer höheren Besteuerung des Tabaks zueinander, aber die Disziplin sei so offen, daß diese Stimmen nicht hervorgerufen dürften. Auf den Gedanken der Besteuerung werde dies Verhalten in dem Grade annehmen, wenn die Berechtigung verleihe eine stärkere Besteuerung des Tabaks. Der Beitritt zum Reich des Bundesstaats ebenfalls sehr günstig; welcher Werth diese Beitritt beinhalten, die jeder Schullehrer zu unterrichten Gelegenheit gehabt habe? Das System der Besteuerung Tabak bedeute einen großen Fortschritt in Sinne ausgleichender Gerechtigkeit, die dem Landbau Tabak ganz außerordentlich zu Gute kommen werde. Die Forderung der Pfänder, den bescheidenen Joll von 85 M. neben der Aufhebung der Inlandssteuer beizubehalten, sei unerlässlich; würde man von der Besteuerung auf 40 M. belassen, so würde der ein geringerer Jollbetrag bedeuten, es würde der inländische Konsum sich dergestalt vermindern, daß der ganze finanzielle Bestand der Regierung zu Boden fiele. Die Abhaltung des ungeliebten Konsums würde, der eintreten werde, sei ebenj unrichtig und unweislich, wie die gleiche nach der Tabakreform von 1879 aufgeführt; mit den inoffiziellen Arbeitererlassungen als einer unangenehm Folge der neuen Besteuerung, welche die Tabakindustrie wiederum geschädigt machen können. Es sei wiederum zu behaupten, daß die Ausgaben für Tabak pro Kopf der Bevölkerung einer Steigerung nicht mehr fähig; das Beispiel anderer Länder zeige, daß der Konsum auch bei einer vielmal höheren Steuer sich auf seiner Höhe halten könne. Insofern seien die Verhandlungen über die Besteuerung in Folge der Abgabe des Tabaks ein großer Erfolg, die man gegen auf 100 000 beschränkt habe! - übertrieben. Es gebe in Deutschland überaus nur 115 000 vertheilungspflichtige Tabakarbeiter. Die etwa 20 000 jugendlichen Arbeiter, welche ihre Arbeit verlieren, würden insofern in anderen Industrien und auf dem Lande Unterkommen finden und die Zahl der Arbeitslosen nicht erhöhen. Weiter wird die Abgabe auf die Kontrollbestimmungen zurückgeführt. Derselben Kontrollmaßregeln befinden bereit bei der Besteuerung des Branntweins, des Bades u. s. w. Vor allen Dingen böre die Selbstkontrolle auf, und die haben einen erheblichen landwirtschaftlichen Nachtheil gehabt. Es sei eine direkte Besteuerung konsequenter vorgeschlagen worden. Was sollte eine solche eingeführt werden? Die Einkommensteuer würde dadurch gewonnen werden, ihre eigene Steuererhebung aufzugeben und die Landessteuer in Form von Zuschlägen zur Reichssteuer zu erheben. Dadurch würden die Einkommensteuer zu Bruch gehen, was nicht erwünscht und der Charakter des Bundesstaats für das Reich befehligt. Die direkte Steuern also nicht möglich sein, so bleibe nichts übrig, als den notwendigen Betrag durch indirekte Steuern, nicht auf Lebensmittel, sondern auf Genusmittel, zu erheben. Auf das Bier habe man wegen der Stimmung im Reichstage nicht zurückgehen können. So sei der Reichstag und hier allein die Entscheidung über die Einkommensteuer befinde und nicht der Reichspräsident. Er wolle versichern, daß die Regierung seine der Besteuerung zurückgehen werde. Bei seiner Ernennung zum Staatssekretär habe ein rheinisches Blatt geschrieben, er würde bloß die Einkommensteuer für den preussischen Finanzminister sein. Diese Worte seien aber nicht zu verstehen, sondern sie seien aufzurufen und betonen werden, der Reichsanzeiger habe sie gut geheißen, der Bundesrat habe sie sehr eingehend beraten und teilweise umgewandelt und so seien sie als Vorlagen der verbundenen Regierungen dem Reichstage zugegangen. Die verbundenen Regierungen hätten gar nicht daran gedacht, nur eine der Regierungen einen Vortheil zu verschaffen, sie hätten im Gegentheil, daß sie im Interesse der Vaterlandsliebe angenommen würden.

Mg. Frick (St.) kam letztere Forderung nicht stellen, er hoffe vielmehr, daß diese Tabaksteuer, wie sie vorliegt, nicht zum Reich zurückbleibe. Wenn der Staatssekretär auf die vorgeschlagene direkte Besteuerung, hingegen er die Einkommensteuer der Einkommensteuer aus den Einkommen übersehen, die zum Beispiel England nicht zur Verfügung ständen. In der Abgabe der Tabaksteuer seien keine zu Unterbrechungen vorgekommen, solche seien aber unvermeidlich, der berechtigte Kern der Abgabe müsse doch anerkannt werden. Die Abgabe werde geradezu die meisten der Einkommensteuer sein für breite Bevölkerungsklassen ein unentbehrliches Genusmittel und Mezzittel. Die billige Gabe werde um 20% vertheuert werden. Von den Cigaretten zwischen 4 und 6 M. würden 80% des ganzen Verbrauchs konsumirt, mithin also gerade die ärmeren Klassen von der Steuer betroffen werden, was erregen, sondern auch die niedrigen Ausgaben der Cigarettenarbeiter drücken. Aus der Statistik ergebe sich die Thatsache, daß in den letzten Jahren ein Aufschlag des Tabakkonsums in Deutschland stattgefunden habe. Ein weiterer Aufschlag in Folge dieser Steuer müsse notwendig Arbeitererlassungen nach sich ziehen, deren Zahl man auf 20 000 schätzen könne. Ferner würden viele kleine Steuerzahler in Einkommensteuer und Cigarettensteuer eingetrieben werden, man dürfe die Zahl der dadurch brotlos werdenden Arbeiter auf 12 000 schätzen. Sie könnten uns nicht mit Oesterreich-Ungarn und Frankreich vergleichen. Dort sei das Monopol zu einer Zeit eingeführt worden; wo es eine nur schwach entwickelte Tabakindustrie gab. Deutschland habe 10 Mal soviel Tabakarbeiter, mit doppelt soviel Arbeitern, wie Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Italien zusammen. Wer auf dem Boden der kaiserlichen Reichsstatistik von 1881 stehe, könne dieser Vorlage nicht zustimmen. Namens seiner Partei erklärte er, daß sie die Vorlage ablehne. Die Ablehnung der Besteuerung mit Ausnahme der Steuer auf Scham- und Runkelweine werde sehr leicht sein. Seine Regierung seien die Einkommensteuer unbedingt beizubehalten, also zur Deckung der Vertheilungserfordernisse sei, also ca. 55 Millionen. Die Vertheilung werde nach Aufhebung der Quittungs- und Kadettsteuer 25 Millionen liefern, die Besteuerung der Scham- und Runkelweine 5 Millionen, eine Erhöhung der Besteuerung auf ausländische Cigaretten 5-6 Millionen. Das mache in Ganzen also 35-36 Millionen. Für dieses Jahr betragen die erhöhten Militärausgaben 45 Millionen, es bleiben also noch 7 Millionen zu decken übrig. Das würde lieber 7 Millionen aus Matrifalarbeitern decken als 45 Millionen aus einer Tabaksteuer nehmen, die Ungleichberechtigung erzeugt. Der Reichsfinanzminister v. Walo hat den natürlichen Einwohnern an Mehreinnahmen des Reichs bis zum Jahre 1898, 99 auf 83 Millionen berechnet. Nehmen wir nur die Hälfte ein, und die werden wir sicher bekommen, dann werden diese 40-50 Millionen genügen nicht nur die Beträge, die jetzt durch Matrifalarbeiträge gedeckt sind, sondern auch die nach diesen Ausgaben für Militärausgaben, die schließlich 56 Millionen betragen, zu decken. Die finanziellen Verhältnisse in Preußen liegen nicht so schlecht, wie man es darstellt. Es liegen sogar günstige und ein wirtschaftliches Debit besteht nicht. So bitte also, diese Vorlage nicht anzunehmen.

Mg. Frick u. Stamm (kont.). Nach der Ablehnung der Bier- und Branntweinsteuer sei nur die Tabaksteuer übrig geblieben. Wenn jetzt die Tabaksteuer abgelehrt werde, so werde das Monopol als drohendes Schermer über der Industrie stehen. Die bisherige Besteuerung habe die Verwendung des ausländischen Tabaks auf den Reichsgebiet begünstigt, welche die Einkommensteuer geschädigt habe; die jetzige Vorlage mit Aufhebung des Monopols, welche die Durchhebung des inländischen Tabakkonsums würden 100% in der Landwirtschaft lobende Beschäftigung finden. Demgegenüber vermindere die Zahl der etwa in der Industrie Entlassenen. Das Entlassenen hindern müßten, sei übrigens nicht bewiesen, es würde die Einkommensteuer die Einkommensteuer des Konsums. Die Besteuerung der Einkommensteuer eine Entlastung von 20 000 Arbeitern wirtschaflich zu machen, indem sie die Zahl der Unbeschäftigten vermindere. Seine politischen Freunde hätten den Wunsch, daß die Wein- und Tabaksteuer an eine besondere Kommission verwiesen werde.

Mg. Frick u. Stamm (natl.) stellt mit, daß ein Theil seiner politischen Freunde die Vorlage für unannehmbar halte, ein anderer Theil, zu dem auch er gehöre, erhebliche Bedenken dagegen habe. Sie hätten eine Zusatzsteuer gewünscht und hätten auch eine Besteuerung für durchführbar. Die Vorlage sei unweislich mit unfern sozialpolitischen Bedenken und werde die Ungleichheit erhöhen. Die Vorlage sei auf Freitag 1 Uhr vertagt. Schluß 6 Uhr.

Personalmeldungen.

(Ordensverleihungen. Dem General-Major J. D. G. ...

Offene Stellen für Militäranwärter im ...

Hochschulen, Akademien, gelehrte Gesellschaften. - ...

Theater und Musik.

Ueber das Gastspiel der Tante in Leipzig ...

Gerichts-Zeitung.

- z. Halle, 11. Januar. In der heutigen Sitzung wurde ...

hätte brauchen können, zumal die Familie auch ...

Thüringer Landsgewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Erfurt 1894.

Ammer fettere Gestalt gewinnt das Bild, in welchem ...

Ein erster Schritt ist die fast fünf Monate dauernde ...

Am der Provinz Sachsen und ihre Umgebung.

8 Merseburg, 11. Januar. Wie schon berichtet, wird ...

9 Göttingen, 11. Januar. Der hiesige Geflügel- und ...

10 Weisenfels, 11. Januar. In einer gestern vom hiesigen ...

er werde gegen alle Stuercollegen und für den ...

11 Eisenach, 11. Januar. Dem Sanitätsrath Dr. ...

12 Erfurt, 11. Januar. Die in Eisenach ...

13 Erfurt, 11. Januar. Die in Erfurt ...

14 Coburg, 10. Jan. Was Anlaß der gestern stattgefundenen ...

15 Arnstadt, 11. Januar. Am 12. Juni d. J. ...

16 Gosh, 11. Januar. Die im Jahr 1894 wurde dem ...

17 Eisenach, 11. Januar. In einer gestern vom hiesigen ...

18 Eisenach, 11. Januar. Dieser Sommer wird auch ...

19 Weisenfels, 11. Januar. In einer gestern vom hiesigen ...



Volkswirthschaftlicher Theil.

Drahtmachrichten.

Berlin, 11. Januar. In der hiesigen Subscrip-tion auf die Obligationen der ...

London, 11. Januar. Wie die Times ...

Paris, 11. Januar. In Italien ...

Wien, 11. Januar. Die Börse ...

Ein Stimmung- und Sittenbild von der Berliner Börse.

Das Abgangs-Abgeordneten Herrn ...

Uns Sünden an der Börse ...

Wir haben ja gar kein Urtheil ...

Wir haben ja selbst an ausländischen ...

Frankreich hat seinen Panama-Stand ...

Wir werden jetzt mal mitgeringen ...

Marktberichte.

Vom oberächseln Eisenmarkt. Die eingetretene ...

Seipzig, 11. Januar. Räumlingsauktion. Am ...

Wradford, 11. Januar. Wollse ...

Neu-York, 10. Januar. Weizen ...

Ma is fallend von Anfang bis Ende ...

Ma is fallend von Anfang bis Ende ...

Wichmärkte.

Allgemeiner Viehmarkt-Bericht. In ...

Schwesinfur, 10. Januar. Der heutige ...

Zeichnung, den 9. Januar. Tendenz: ...

Schlachtviehmarkt im städt. ...

Offizieller Bericht über den ...

Verloofungen.

Table with columns: Sum Verkauft, I. Qualität, II. Qualität, III. Qualität, Preis, etc.

Offizieller Bericht über den ...

Table with columns: Sum Verkauft, I. Qualität, II. Qualität, III. Qualität, Preis, etc.

Verloofungen.

Table with columns: Sum Verkauft, I. Qualität, II. Qualität, III. Qualität, Preis, etc.

Verloofungen.

Verloofungen.

Concurrenzfachen, Zahlungshockungen zc.

Glasmisch Otto Wolke in Horn ...

Die Dividende der Reichsbank ...

Concurrenzfachen, Zahlungshockungen zc.

Die Dividende der Reichsbank ...



## Ueber Klippen.

[6]

Roman von Caroline Deutsch.

(Nachdruck verboten.)

Sie, die Gräfin, sah ja ein, daß es so sein mußte, daß ihre Tochter gezwungen war, Lehrerin zu sein, Unterricht zu erteilen; daß sie es aber so ruhig that, so ohne Murren, ohne jedes Bedauern, daß sie es als kein Opfer ansah, dies war es, was sie nicht begreifen konnte und auch niemals begriffen hatte. Und sogar jenes Mannes, der sie so betrogen, die Tochter des Herrn von Schmerziss, hatte sie jahrelang unterrichtet. Tag für Tag betrete sie die Stätte, wo einst ihre Vorfahren gelebt, wo sie ihre eigene Kindheit in Glanz und Ueberfluß verbracht, aber niemals habe sie irgend ein Bedauern oder nur eine Bemerkung darüber aus ihrem Munde gehört.

Perfall horchte mit Aufmerksamkeit den Mittheilungen der Gräfin zu; er wollte und mußte das Mädchen kennen lernen, das so muthig und tapfer unter Verhältnissen Stand hielt, die manchen Mann entmuthigt hätten. Was die Gräfin betraf, so war der Eindruck, den sie auf ihn machte, der eines selbstfüchtigen, verwöhnten Kindes, das das Leben in keiner Weise gereift hatte.

Er fragte, warum die Knaben in keiner Cadettenschule untergebracht seien? Ihrer Veranlagung und auch ihrer Geburt nach wäre das der einzig richtige Ort für sie, außerdem würde es auch die Last für ihre Tochter bedeutend erleichtern.

Die Gräfin versetzte, daß sie wohl schon daran gedacht, aber der Vergangenheit wegen niemals gewagt hätte, Schritte in dieser Angelegenheit zu thun, aus Furcht, abgewiesen zu werden.

„Das wäre Sache des Vormundes gewesen,“ meinte der junge Mann. „Wie aber dieser Herr Buran in allem gewissenlos gehandelt hat, so ist er auch hierin leichtfertig vorgegangen. Wenn Sie noch für keinen Nachfolger gesorgt haben, Frau Gräfin, so soll es mir ein Vergnügen sein, auch in dieser Angelegenheit seine Stelle einzunehmen. Meine erste Aufgabe soll sein, um Aufnahme in die Cadettenschule nachzufragen; an dem Erfolg zweifle ich keinen Augenblick. Bis dahin wird mein Freund, Pastor Kis, sehr gerne den Unterricht der Knaben übernehmen.“

Gräfin Satwar dankte mit überschwenglichen Worten, und Stuhlrichter Perfall erhob sich, um zu gehen. Sein Besuch hatte sich weit über Gebühr ausgezehnt, auch war vor Mittagsschluf noch etwas im Amte zu erledigen. Die Gräfin bedauerte es sehr, daß ihre älteste Tochter noch nicht zu Hause wäre, aber sie hatte es kaum ausgesprochen, als ein Schatten durchs Fenster fiel, eine hohe schlanke Mädchengestalt vorüberging und eine Minute später ins Zimmer trat. Durch die halboffene Thür erblickte man den dunklen Krauskopf Teresas, die mit großen neugierigen Augen hereinklickte.

Die Gräfin winkte auch dieser, hereinzukommen, und stellte dann ihre Töchter vor.

Der junge Mann hatte sich vielleicht ein anderes Bild von Lory Satwar gemacht. Ein Gesicht, das eigentlich nicht schön genannt werden konnte, aber unendlich anziehend durch die Feinheit und Anmuth der Züge war; die großen, grauen, sprechenden Augen ließen auf den Grund der Seele sehen. Eine Fülle hellbraunen Haars legte sich wellenförmig um die breite, weiße Stirn und war am Hinterkopf in schweren Flechten aufgesteckt. Die schlanke, biegsame Gestalt umschloß ein einfaches, dunkles Wollkleid; ein schmaler, weißer Kragen legte sich fleißig um den Hals. Mit ruhiger, stiller Vornehmheit hieß sie den Gast willkommen, und nichts in ihrem Wesen zeigte von irgend welcher Befangenheit.

„Komteffe Satwar,“ begann Perfall das Gespräch, „entschuldigen Sie mein Eindringen in diese Wohnung! Ich hatte aber der Frau Gräfin wichtige Mittheilungen zu machen, die sie die Güte haben wird, Ihnen mitzutheilen. Ich erbitte mir zweierlei als Günst: daß auch Sie mir erlauben, meine Besuche zu wiederholen, und zwar als Freund Ihres Hauses, und daß Sie zu dem Antrage Ihre Zustimmung geben, den ich der Frau Gräfin unterbreitet habe, und der die fernere Ausbildung Ihrer Brüder betrifft.“ Dann verneigte er sich noch einmal ehrerbietig vor ihr, reichte der Gräfin die Hand und warf Teresa im

Vorübergehen einen freundlichen Blick zu, der sie hoch erglühen machte.

VI.

Die Grafen von Satwar waren ein uraltes, einst mächtiges Geschlecht, die große Besitzungen im ganzen Comitate hatten. Der Stammsitz war das Grafenschloß in W. Es hatte gute und böse Herren gegeben, Herren, die in roher Willkür ihre Gutsbauern drückten, in einer wilden Weinlaune oft die Mühen eines ganzen Sommers auf den Feldern zertraten, für die es kein Geleß und keine Schranken gab, andere wieder, die in schöner Menschlichkeit viel Gutes thaten und wirkliche Wohlthäter der Gegend wurden; solche, die sich in starre Unnahbarkeit hüllten, andere wieder, die sich unter das Volk mischten, an seinen Festen theilnahmen, mit ihm spielten, tranken und ganz kameradschaftlich verkehrten. Der letzteren Richtung neigte sich Graf Johann Adolar zu, den man den tollen Grafen nannte. Er war schon als Knabe wild und unbändig und unvernünftig in tausend Narrenstreichen. Und doch war er nicht unbeliebt und Keiner gönnte ihm etwas Böses; denn er war ein schöner, lustiger und freigebiger Herr!

„Er ist wie ein junges Füllen,“ hieß es im Orte! „er wird sich austoben, dann ruhig werden!“ Und der schöne Vergleich endete gewöhnlich mit der logischen Schlussfolgerung, daß aus feurigen Füllen die besten zuverlässigsten Pferde würden.

Aber, wie so Vieles im Leben, traf auch dieses nicht ein. Graf Johann Adolar Satwar schien eine unverwundliche Fülle gährenden Mostes zu besitzen, den er Zeit seines Lebens nicht los wurde.

Alle Satwars waren Soldaten, die sich, wenn sie es zu einem bestimmten militärischen Rang gebracht hatten, mit einem ehrenvollen Abschied auf ihre Güter zurückzogen. Beim Grafen Johann kam es nicht so weit; er wurde, ein Beispiel ohne Gleichen, wegen ewiger Händel und zu hohen Spiels einfach aus der Armee gewiesen. Einige Jahre versuchte er es in fremden Diensten, dann kehrte er wieder auf seinen Stammsitz zurück, um sich auf Wunsch der Mutter zu vermählen. Der Vater war schon lange todt und er der einzige Erbe.

In der ersten Zeit machte er wenigstens Anläufe zum Bessern, aber von seiner Frau nicht unterstützt, selber von starken Leidenschaften beherrscht und fremden Einflüssen zugänglich, besand er sich nur zu bald auf dem abschüssigen Pfade wieder. Er lebte nur die kürzeste Zeit des Jahres auf seinen Gütern, den übrigen Theil hielt er sich in Paris und London oder in den beschüttesten Bädern auf. Da auch seine Frau die Tugend der Sparamkeit nicht kannte, so dauerte es nicht lange, daß ihr reicher Besitz in andere Hände überging.

Das Letzte, was blieb, war der Stammsitz der Familie, das Grafenschloß bei W. Dies anzugreifen, scheute sich der Graf doch eine Zeit lang. Da kam nun wieder einmal eine Nacht, die Tausende im Spiele verschlang, und auch Schloß Satwar ging in fremdem Besitz über. In seiner Bedrängniß griff der Graf nunmehr zum falschen Spiele; es war dies der letzte Ring an der unheilvollen Kette eines derart verlorenen Menschenlebens, dessen Schlussstein — der Selbstmord ist. Und so jagte sich Graf Johann Adolar Satwar eines Tages eine Kugel durch den Kopf, als sein falsches Spiel erkannt und er in Gefahr kam, gefänglich eingezogen zu werden.

Fünfzehn Jahre war Lory Satwar alt, als sich jene schrecklichen Ereignisse abspielten, aber wie ein muthiger Kapitän, der ein steuerlozes, halbzerstörtes Schiff noch zu retten und in sichern Hafen zu bringen sucht, so nahm sie mit einem Muth und einer Hingabe, die weit ihren Jahren voraus war, das Schicksal der Ihren in die Hand.

Das Verhängniß hatte sich in Paris abgespielt, und die Familie wäre zu Grunde gegangen, wenn sich nicht Lory an den ungarischen Konsul gemeldet hätte, der der augenblicklichen Noth abhalf und für die Reise in die Heimath sorgte. Und so waren sie nach W. gekommen, wo sie froh waren, die Meierei beziehen

zu können, die ihnen Herr von Schmertiz großmüthig überwiefen hatte. Lory war bis zu ihrem fünfzehnten Jahre in einem der besten schweizerischen Institute erzogen worden, wo sie wegen ihrer geistigen wie seelischen Anlagen und Vorzüge die Aufmerksamkeit Aller erregt und sich auch — zum Liebling Aller gemacht hatte. Als ihr Schicksal eine derartige Wendung nahm, beschloß sie, ihre Kenntnisse zum Unterhalte der Ihren zu verwerten.

Entfernte Verwandte hatten zwar eine kleine Pension ausgesetzt; sie schützte aber kaum vor Hunger. Graf Satwar hatte ihnen, so lange er lebte, nur Kummer gemacht, sein Tod hatte einen Mafel auf die ganze Familie geworfen; sie thaten nur so viel, um die Familienehre zu wahren, damit eine Satwar nicht zum Betteln gezwungen werde. Wie die Gräfin mit der kleinen Pension auskam, das war ihre Sache. Jedes Mal aber, wenn diese Geldsendungen ankamen, die so viel Erinnerungen an die Vergangenheit, Ermahnungen für die Zukunft und Andeutungen über die schwere Last enthielten, stieg Lory das Blut in die Wangen, und sie wünschte sich älter und kräftiger, um ganz für die Ihren sorgen zu können.

Tereska war bei des Vaters Tode fünf Jahre alt, die Zwillinge erst einige Monate später geboren und die Mutter so schwach und haltlos wie ein schwankendes Rohr im Winde.

Von Lory hing Alles ab, an Lory klammerte sich Alles, Lory war der Halt, die Stütze Aller. Aber die Herrschucht, die so nahe bei der Allmacht liegt, im Großen, wie im Kleinen — blieb der unendlich liebevollen Natur des Mädchens fern, das nur einen Zweck, ein Ziel im Leben kannte, für das Wohl und Behagen dieser vier Menschen zu sorgen.

Und wieder war Schmertiz der Erste, der ihr seine Tochter, die einige Jahre jünger war, zum Unterricht anvertraute und der jugendlichen Lehrerin ein fast fürstliches Honorar gab. Hatte man zuerst über die gräfliche Lehrerin gespottet, so beehrte sich jetzt Jeder, ihr seine Kinder anzuvertrauen und ihren Unterricht als eine Ehre anzusehen; bald aber verwandelten sich die früheren Gefühle in Achtung und Bewunderung, als man sah, wie unentwegt, mit welcher Ruhe und Sicherheit das so junge Mädchen vorging.

Lory's Absicht war zwar zuerst die gewesen, nach Pest mit den Ihrigen zu gehen. Es bedrückte sie, daß Jeder im Orte die Vergangenheit ihres Vaters kannte, Jeder davon sprechen durfte. . . . In der fremden, großen Stadt war sie unbekannt, da trat sie in den großen Kreis der Arbeitenden und verschwand darin, wie der Tropfen im Meere.

Doch die Mutter hatte nichts davon wissen wollen. Sie war nur schwach und nachgiebig, wo es die Interessen der Andern betraf; kamen ihre eigenen in Betracht, war sie starr und eigenfönnig wie ein Kind.

„Ich kann nicht, Lory, ich kann nicht!“ war ihre Antwort gewesen. „Ich will nicht leben, wo mich jeder Beliebige als Seinesgleichen behandelt! Hier kennt man mich; wenn ich durch die Straßen gehe, heißt es: Da geht die Gräfin Satwar! Man zieht vor mir den Hut, die Bauern küssen mir die Hand, und diese Erinnerung muß ich haben, wenn ich leben soll.“

Ja, sie mußte täglich, stündlich daran erinnert werden, was gewesen, und wenn es Keiner that, wühlte sie selber unaufhörlich in den verblähten Felsen der Vergangenheit.

Lory that Alles, um der Mutter das gewünschte Behagen zu verschaffen. Und wenn sie in das zarte, weiße, feinzüchtige Gesicht sah, auf die schmalen, durchsichtigen Hände, die so wenig die Mühen des Lebens kannten, auf das ergraute Haar, das einst so dunkel und glänzend gewesen und den Jahren noch hätte sein können — so ergriff sie der Schmerz darüber, nicht noch mehr für sie thun zu können.

Als auf Veranlassung des Herrn von Schmertiz die höhere Töchterchule im Orte gegründet wurde, wurde Lory auf seine Fürsprache hin als Lehrerin angestellt, obwohl sie nicht ernst geprüft und keine Zeugnisse aufzuweisen hatte. Er vermochte eben Alles, und was Lory betraf, so hatte sie bis jetzt noch nicht daran den denken können, diese öffentliche Beglaubigung ihrer Fähigkeiten und ihres Wissens zu erlangen.

In dem letzten Jahre ward es für Lory etwas leichter. Tereska war aus der Schule entlassen und hatte ihr einen Theil der Last dadurch abgenommen, daß sie selbst theilweise dem Hauswesen vorstand.

## VII.

„Eben war Herr von Schmertiz hier,“ sagte der junge Pfarrer zu dem Freunde, es war in demselben Tage, an dem Berfall bei der Gräfin gewesen. „Wärest Du nur zehn Mi-  
rührer gekommen, so hättest Du ihn getroffen.“ „Ich be-

daure dies nicht, denn ich wüßte nicht, was ich diesem Herrn noch zu sagen hätte,“ versetzte der Stuhlrichter. „Und was wollte er von Dir? oder war es nur ein gewöhnlicher Besuch?“

„Er hat mich, meinen Einfluß als Freund bei Dir geltend zu machen, die ganze Angelegenheit ruhen zu lassen.“ Der junge Beamte lächelte geringgähig. „Also trotz der hohen Commerionen! . . . Ja, er weiß nur zu gut, was für ihn auf dem Spiele steht!“

„Ich meine auch, Franz, daß Du in diesem Falle milber denken und von einem strengen Verfahren absehen sollst. An diesen Mann ist nicht der gewöhnliche Maafstab zu legen.“

„Ein Schönredner ist er, der auch Dich bestochen hat!“ antwortete Berfall, „in meinen Augen jedoch ein ganz gemeiner Betrüger, nur — daß er Glaceehandschuhe trägt.“

„Ich habe noch andere Bedenken,“ warf Pastor Kis ein. „Der Mann ist sehr angezogen, hat viele Freunde; es wird Streit und Zwietracht geben in der Gemeinde, in der bis jetzt der Friede herrschte.“

„Es würde mir leid thun, wenn Du Unangenehmes davon hättest, Stefan, aber selbst diese Rücksicht könnte mich nicht zurückhalten, das zu thun, was meines Amtes ist.“

„Und ich wäre der Letzte, der diese Rücksicht fordern würde, Franz, Du kennst mich! Nein, in meinem Herzen spricht etwas für diesen Schmertiz; er hat ja auch viel Gutes für die Stadt gethan, sozusagen, Erlaß geleistet.“

„Dies Gute hätte die Stadt mit ihren eigenen Mitteln für sich thun können,“ sprach Berfall unbeirrt.

„Die Stadt hat nichts davon gewußt, und hätte es vielleicht auch niemals erfahren.“

„Derjelbe Zufall, durch den es Herr von Schmertiz erfahren, hätte es eines Tages der Stadt verrathen können. Und sind das Rechtsgründe?! Auf diese Weise dürfte man ja stehlen, betrügen, wenn dann nur dem Beschädigten heimlich in Etwas vergütet wird! Bedenke doch nur, Stefan, daß bei einer derartigen Auffassung, Recht, Sicherheit, Moral, und alles was die Gesellschaft zusammenhält, in Trümmern gehen würde! Uno glaubst Du denn, Herr von Schmertiz habe dies Alles aus reinem Wohlwollen für die Stadt gethan? Du irrst, es hing mit seinem Interesse eng zusammen. Die Verbesserungen und Verschönerungen, die er dem Städtchen zu Gute kommen ließ, dienten zur Hebung und zum Emporbühen seines eigenen Unternehmens; wenn der Badeort in der Nähe eines schönen, geistig angenehmen Ortes lag, so war dies eine Zugkraft mehr. Warum hat er denn nichts für die Gräfin Satwar und ihre Kinder gethan? Das lag doch viel näher und hätte keiner Hunderttausende bedurft; es war aber außer dem Bereiche seines Vortheils, denn es hätte ihm weder den Adel eingebracht noch ihn zu einem berühmten angezogenen Mann gemacht.“

Das letzte Argument war schlagend, und Pastor Kis sah ein, daß er auf den Weg des falschen Mitleids gerathen war, was bei ihm bei seiner großen Herzengüte nur zu häufig geschah.

„Ich war bei der Gräfin Satwar heute,“ erzählte der Stuhlrichter dann weiter, „die Vermuthung liegt nahe, daß sie in derselben Weise wie die Stadt von Schmertiz geschädigt worden ist.“

„Du warst dort,“ fragte Stefan lebhaft, und man sah seinem Gesichte an, mit welchem Interesse er diese Mittheilungen aufnahm. Nun, welchen Eindruck hat diese Dame auf Dich gemacht? Man nennt sie hier die findische Gräfin, und ich muß sagen, daß dieser Ausdruck einigermaßen gerechtfertigt ist, wenn ich auch etwas wie Mitleid empfinde, wenn ich sie sehe, so vornehm, so herablassend und doch so ärmlich und verblischen . . . arme Frau!“

„Sie verdient ihren Namen redlich,“ meinte Berfall, sie scheint auf der Kindheitsstufe stehen geblieben zu sein, aber zwei Knaben sind da, ein herzerfreuender Anblick, feurig, überschäumend und doch voll geunder Naturgaben! Mochtest Du Dich Ihrer nicht annehmen, Stefan? Schon um dem armen Mädchen, der Tochter, die Last in Etwas zu erleichtern . . . Und er erzählte ihm, wie er über ihn verfügt, ohne ihn erst zu fragen.

Der ausleuchtende Blick des jungen Mannes zeigte, wie sehr ihn der Antrag beglückte.

„Hast Du auch Comtesse Satwar gesprochen?“ fragte er dann. „Ich kenne das junge Mädchen von der Schule aus, wo sie Lehrerin ist und wo ich auch den Religionsunterricht überwachte. Das ist eine edle, herzgewinnende Erscheinung.“

(Fortsetzung folgt.)

# Ein Seelchen.

Von Louis Couperus.

(Nachdruck verboten.)

Und doch empfand er Kummer darüber, und sein Kummer meß in seinem siebenjährigen Seelchen gerade so schwer wie nur sonst ein Kummer in der Seele eines Menschen. Sein Kummer war schneller eine Zeit lang vergessen, wenn der Onkel ihm eine von seinen süßen Früchten gab, oder wenn ihm die Tante einen Bonbon zusteckte, aber er kehrte doch immer wieder. Und einmal, als er in seinem Buche blätterte, in dem eine Geschichte stand von Zigeunern und gefundenen Kindern, kam ihm ein seltsamer Gedanke:

„Ich bin ein Findelkind, so wie der kleine Junge bei den Zigeunern!“

Der Gedanke ließ ihn nicht los und eines Abends, im Park, als der Onkel dem Papa, der Mama und den Schwestern wieder voll Stolz seine Pfirsiche zeigte, flüsterte er:

„Mama, sag einmal, Mama!“

„Was denn, Kind?“

„Mama, sag, bin ich ein Findling?“

Sein Gesicht war nicht traurig, sein Mund lächelte, er freute sich, daß er es so gut gerathen hatte. Aber seine Mutter sah ihn eräunt an, als ob er nicht bei Verstande wäre.

Und es war auch sehr sonderbar, diese Frage von den lächelnden Lippen eines Kindes solch vornehmer Leute zu hören. Fein, bleich, zart, mit braunem Haar, seinem blauen Tuchkleid mit vergoldeten Knöpfen; dieses Kind, das sprechende, obwohl verträufelte Ebenbild seiner schönen, eleganten, noch jugendlichen Mutter. Es war nicht daran zu zweifeln, daß sie Mutter und Kind waren, und doch war die Seele des Kindes dessen nicht sicher und noch einmal fragte er dringlicher, ungeduldig, weil sie ihn nicht zu begreifen schien:

„Mutter, sag doch, bin ich ein Findling?“

## VII.

Hätte seine Mutter ihn damals nur bei Seite genommen, ihn in ihre Arme geschlossen, ihn ausgefragt, wie er auf solche Gedanken käme! Aber wenn es auch in ihr aufwallte, dies zu thun, so war doch keine Gelegenheit dazu da, hier in dem Park voll fröhlicher Menschen.

Und sie gab sich Mühe, die sonderbare Frage von Karlchen zu vergessen. Das Kind war immer so seltsam gewesen . . .

Und das seltsame Kind wurde größer und ging zur Schule. Seine Furcht vor der Schule war vorbei. Er ging sogar gerne hin — dann war er wenigstens weg von zu Hause. Dort war es jetzt sehr still; die Mädchen waren verheirathet, die Jungen auf der Universität, Papa war kein großer Staatsbeamter mehr und sehr alt und kränklich geworden. Nur Mama war dieselbe geblieben, immer noch jung und immer noch so schön gekleidet. Sie gab sich jetzt mehr mit Karl ab, aus Langeweile, denn sie gähnte zuweilen an den langen Abenden, die sie sich zu Hause auf dem Sopha mit einem Buche zu vertreiben suchte:

„Karl, hast Du viel aufbekommen?“

„D, nicht so viel.“

„Was hast Du denn eigentlich zu thun?“

„Ach, Mama, warum fragst Du nur darnach?“

Und seine mürrische Stimme wurde ungeduldig, dieses nutzlose Fragen ärgerte ihn, Mama hatte das doch früher nicht gethan! Aber Mama schien an diesem Abend besonders lieb sein zu wollen:

„Karl, weißt Du, daß Onkel Frank übermorgen kommt?“

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es den Jungen; seine Bücher zitterten in seinen Händen; sein bleiches Gesicht ward verklärt, als ob plötzlich ein Licht hinter seinen Augen angezündet worden wäre. Seine liebsten Kindererinnerungen wurden wieder in ihm lebendig.

Onkel Frank!

Und er konnte an diesem Abend kaum arbeiten; er schlief in dieser Nacht kaum, alles war bei ihm in Aufregung infolge der großen Erwartung.

## VIII.

Onkel Frank kam.

Aber es war Onkel Frank nicht mehr. Er kümmerte sich kaum um den lang aufgeschossenen, bleichen Jungen. Seine starke, gesunde Kraft fühlte keine Sympathie für das schwache, einsilbige, mürrische Kind, mit dem er sich früher aus Mitleid beschäftigt hatte. Karls Alter, dreizehn Jahre, war daran schuld. Onkel Frank hatte gedacht, daß er ein starker, munterer Junge geworden wäre, der es in der Schule mit Jedermann aufnahm.

„Sag einmal, Onkel . . .“

„Nun?“

„Hast Du mich nicht mehr so gern wie früher?“

Onkel Frank sah ihn einen Augenblick an. Seine Schwester hatte recht, es war doch ein seltsames Kind.

„D ja, natürlich, mein Junge, aber Du mußt ein munterer Bursche werden und nicht sentimental sein.“

Es klang in diesen Worten etwas von der alten Stimme. „Wenn ich nur immer bei Dir gewesen wäre, dann wäre ich auch anders geworden und nicht sentimental . . .“

Und auf seiner Zunge lag die Bitte, der Onkel solle ihn mit sich nehmen aufs Land. Aber er getraute sich nicht.

Nein, Onkel Frank war Onkel Frank nicht mehr.

Er hatte kostbare Marmorstatuen mitgebracht aus Italien. Sie standen in seinem Zimmer, und Karl hatte sie oft bewundert und selbst versucht, sie nachzumalen, denn er zeichnete ganz gut. Nun war eine zerbrochen, eine nackte Göttin. In weißen Scherben lag sie auf dem Boden.

Onkel Frank fochte vor Wuth.

„Hast Du das gethan?“

„Nein, Onkel, wirklich nicht, Onkel!“

„Wer hat es denn sonst gethan? Niemand kommt hier herein außer Dir . . .“

„Ich habe es wirklich nicht gethan, Onkel; vielleicht Daatje, ich weiß es nicht, Onkel . . .“

„Du läßt, sage ich Dir: Du hast es doch gethan . . .“

Der schwache Junge zitterte in allen seinen Muskeln und Nerven. Einen Augenblick fühlte er die Kraft in sich, sich auf Onkel Frank zu stürzen und ihn zu schlagen. Seine mageren Fäuste ballten sich bereits.

Aber er that es nicht und sich mit all dem aristokratischen Stolz seines durch und durch beleidigten Rechtsgefühles aufrichtend, züchte er — und es brach etwas in seinem Herzen — hochmüthig zwischen seinen dünnen Lippen:

„Du läßt selber, Onkel, wenn Du das sagst.“

Darauf fühlte er sich tief unglücklich.

Die süßesten Erinnerungen seines einsamen Lebens waren erstorben. Es war nichts mehr da. Und so, wie er immer seine Gefühle übertrieb, so übertrieb er jetzt seine Verweissung, seine Verweissung, daß er Onkel Franks Liebe, die Liebe seines Abgottes, verloren hatte. Nein, es war jetzt Alles aus.

Und er dachte nicht daran, daß er noch Jahre lang leben könnte, Jahre voll Nutzen für die Menschheit und voll Glück für sich selber, Glück, wie es die Menschen doch einmal finden. Er dachte daran nicht, weil er ein verlassenes Kind war.

Und ein tragischer Entschluß reifte in ihm. Für ältere Menschen ist es fast unbegreiflich, daß so etwas in einem Kinde entstehen kann, weil sie vergessen haben, daß sie wohl auch einst tief, krankhaft tief in ihren Kinderjahren gefühlt haben, und weil sie, wenn sie groß geworden sind, glauben, daß in einem Kinde nichts sei als Kindlichkeit.

Er ließ ein paar Tage verstreichen. Es sollte wie ein Zufall sein, denn Onkel Frank sollte niemals erfahren, daß es seinetwegen gewesen war.

Und nach diesen paar Tagen, eines Abends, nachdem er noch vorher, warum, wußte er selber nicht, sorgsam seine Schulaufgaben gemacht hatte, ging er in den Garten, öffnete die Gartenthür und lief in den Graben hinein, der dort hinten lag mit seinem dicken, schmutzig grünen Wasser.

(Schluß.)

\* Kleines Feuilleton. \*

**Allerlei.**

— **Hinrichtung durch Leuchtgas.** Nachdem man in den Ver. Staaten mit der Hinrichtung mittels Elektrizität schlimme Ergebnisse erzielt hat, treten einige amerikanische Gelehrte lebhaft für die „Gaserektion“, d. h. die Hinrichtung mittels Leuchtgas ein. Es giebt ihrer Ansicht nach kein einfacheres Mittel als Leuchtgas, um die verurtheilten Verbrecher vom Leben zum Tode zu befördern. Der „Patient“ wird in eine hermetisch verschlossene Zelle gesteckt, in welche man unter Druck Leuchtgas eindringen läßt. Da Leuchtgas ein anästhetisches und gleichzeitig ein den Erstickungstod herbeiführendes Mittel ist, geht der Mensch in ein besseres Jenseits hinüber, ohne etwas zu fühlen und zu leiden; er muß nur einige Sekunden lang einen etwas unangenehmen Geruch ertragen können. Die Tödtung mittels Leuchtgas kommt übrigens schon seit längerer Zeit zur Anwendung, allerdings nicht bei Menschen, sondern bei Hunden; in Paris werden nämlich die herrenlos herumlaufenden und aufgegriffenen Hunde, die von den Besitzern nicht reklamirt werden, in dieser Weise aus der Welt geschafft.

— **Eine merkwürdige Bill** hat der Senator Cockrell von Missouri im amerikanischen Kongreß eingebracht. Danach soll der Erfinder eines Luftschiffes, welches ohne Gefahr mit einer Geschwindigkeit von 30 engl. Meilen die Luft durchheilen und Fahrgäste und Fracht im Gewicht von 10 000 Pfd. tragen kann, eine Belohnung von 100 000 Dollar erhalten, wenn er die Erfindung bis zum 1. Januar 1896 vollendet hat. Die Bill hat ungeheure Heiterkeit unter den würdigen Bundes senatoren erregt. Ein Senator von Rhode Island will als „Amendment“ vorschlagen: „Der Senat und das Repräsentantenhaus, im Kongreß versammelt, beschließen, daß nach dem 1. Januar 1896 das Gravitationsgesetz hierdurch aufgehoben ist.“

— **Volkssbibliotheken.** Einem Artikel der „Nation“ über Volkssbibliotheken in Deutschland und im Ausland“ von J. Tens entnehmen wir folgende lehrreiche Vergleichung: In dem laufenden Etat der Stadt Berlin stehen für 27 städtische Volkssbibliotheken ganze 24 300 M., aus anderen Quellen kommen noch 3305 M. hinzu, so daß der Gesamttat der Bibliotheken mit 27 605 M. abschließt. Mit einer solchen Summe etwas Bemerkenswerthes zu leisten, ist ganz unmöglich. Nach den Angaben von Prof. Reyer in Wien wurden dagegen in Boston (1890) 670 000 Mark, in London (1891) 660 000 Mark, in Chicago (1891) 470 000 Mark, in Sydney (1891) 280 000 M., in Manchester und Liverpool (1890) je 240 000 Mark, in Paris (1891) 200 000 Mark für die Volkssbibliotheken ausgegeben. In England ist es den Städten gestattet, eine besondere Bibliotheksteuer zu erheben. Im Jahre 1890 hatten in Folge dessen 40 Städte große Bibliotheken mit mehr als 100 000 Benutzungen im Jahre, 30 Städte — von London und Glasgow abgesehen — weisen 10 Millionen Buchbenutzungen jährlich auf. Die Londoner Volkssbibliotheken liefern ihre 230 000 Bände im Durchschnitt elf Mal aus, erzielen mithin 2½ Millionen Benutzungen. Demgegenüber rangirt Berlin etwa mit Ortschaften wie Aberdeen (105 000 Einwohner), Newcastle (186 000 Einwohner), Portsmouth (159 000 Einwohner), Dundee (142 000 Einwohner), Leicester (142 000 Einwohner), nur mit dem Unterschiede, daß die Bibliotheken dieser Städte mit einem zwei bis fünf Mal kleineren Bücherbestande in der Zahl der Benutzungen Berlin nahezu erreichen. Nicht minder großartig sind die Leistungen der amerikanischen Volkssbibliotheken, an der Spitze die in einem großen, eigens zu diesem Zwecke erbauten Palaste untergebrachte Bostoner Volkssbibliothek mit 566 000 Bänden und 1 300 000 Benutzungen. Jünger, aber in Bezug auf die verfügbaren Mittel neuerdings noch günstiger gestaltet, sind die Volkssbibliotheken in Chicago, die mit 230 000 Bänden auch 1 300 000 Benutzungen erzielten. Paris hatte 1891 64 städtische Volkssbibliotheken mit ca. 250 000 Bänden, die 1½ Millionen Mal ausgeliehen wurden. Man genirt sich fast, die Berliner Zahlen: 27 Bibliotheken mit 100 330 Bänden, 363 115 Benutzungen und einem Budget von 27 605 M. daneben zu stellen. Und doch darf sich Berlin mit den meisten deutschen Großstädten

in dieser Beziehung noch messen. Nur wenige haben eigene Bibliotheken, in anderen, wie in Dresden, Wien, Frankfurt a. M., Bremen, Krefeld, Essen, Wiesbaden sind rührige Bildungsvereine bemüht, das Manko, soweit die Privatthätigkeit dazu im Stande ist, auszugleichen. Einzelne dieser Bibliotheken weisen verhältnißmäßig recht beachtenswerthe Leistungen auf. Die Bremer Centralbibliothek erzielte 1891 mit 100 000 Bänden 92 000 Benutzungen, die Volkssbibliotheken des gemeinnützigen Vereins in Dresden, die von der Stadt mit ca. 11 000 M. unterstützt werden, leihen ihre 25 000 Bände im Durchschnitt fünf bis sechs Mal aus. Die ca. 6000 Bücher enthaltende Bibliothek des Krefelder Handwerker- und Bildungsvereins erreichte 1891 42 000 Benutzungen. Aber wie groß ist der Abstand von jenen Zahlen des Auslandes! Dazu kommt, daß sich in Frankreich und Nordamerika die Volkssbibliotheken nicht etwa auf die größeren Städte beschränken, sondern, ähnlich wie im Königreich Sachsen, in die kleinsten Ortschaften vorgebracht sind. Im Jahre 1885 hatten die Vereinigten Staaten nach Prof. Meyers Angaben 5340 Volkssbibliotheken mit 20 Millionen Bänden. In den vier Seinedepartements wurden von 1889 bis 1891 200 Volkssbibliotheken gegründet.

— **Die Stiefel des Oberstulzen.** Nicht ein ganzes Heer Kosaken hätte, wie die „Danz. Ztg.“ berichtet, die friedlichen Bewohner in einem Dorfe des Ansterburger Kreises mehr zu beunruhigen vermocht, als — die Stiefel ihres Oberstulzen. Und das kam so: Das ehrwürdige Dorfoberrath hatte sich zum Schlusse des alten Jahres ein artiges Käufchen in seiner Stammtreue geholt. Um nicht seinen illuminierten inneren Menschen der gestrigen Ehehälfte zu verrathen, zog er es vor, die Alkoholgeister auf dem Heuschuppen austoben zu lassen. Das weiche, duftige Heu muß ihm zu diesem Zweck bald sein Federbett ersetzt haben, denn er entledigte sich der Stiefel, die durch die offenstehende Dachlücke in den nahen Teich entschlüpfen. Gegen Morgen hatte die Nachricht von dem graufigen Stiefelfunde die gesammte männliche Bevölkerung des Ortes auf die Beine gebracht. Man durchsuchte das Unglücksgewässer, das benachbarte Gebiet nach dem vermissten Dorftrath — leider vergeblich. Da erwies sich die auf den Schauplatz der fieberhaften Thätigkeit gerufene Gattin als treffliche Beratherin. Sie deutete mit der Hand nach dem oberen Raum des Heulagerplatzes, als dem Orte, wo ihr Mann gewöhnlich erst Erholungspause zu machen pflegt, bis er sich ihren kräftigen Umrarmungen anvertraut. Einige Freunde hatten denn auch bald den Unglückseligen in seiner Lage entbedt und übergaben ihn der Gattin.

— **Die Zollbehörden in New-York** beschlagnahmten kürzlich einige dreißig hohelegante Modestkostüme aus ersten Londoner und Pariser Ateliers, welche die Directrice eines bekannten Konfektionshauses einzuschmuggeln versucht hatte. Die Meisterwerke von Worth, Felix u. a., deren Freigabe vergebens beantragt war, kamen dem „Geschäftsfrd.“ zufolge in voriger Woche im Bundesgebäude als Kontrebande zur öffentlichen Versteigerung und hatten eine solche Zahl von Interessenten angezogen, daß aus dem Verkauf eine Einnahme von etwa 12 000 Mark erzielt wurde.

**Weiteres.**

**Auch ein Künstler.** Ein Statist, welcher gern in ein höheres Fach vorrücken möchte, sucht an einem kleinen Hoftheater Stellung. „Was für Rollen haben Sie denn schon gespielt?“ fragt der Direktor. „Ich habe,“ erwidert der Mime, sich in die Brust werfend, „den Wallenstein, ich habe den Julius Cäsar, ich habe den . . .“ „Wie!“ unterbricht ihn der Direktor mißtraulich, „Wallenstein, Cäsar hätten Sie gespielt?“ „Ja wohl, Herr Direktor, — als Leiche.“

**Theorie und Praxis.** Frä. Schulze (in einer Theater Vorhalle): „Sehen Sie die Dame, die jetzt gerade am Billettschalter steht? Das ist die bekannte Weiberrechtlerin Antonie Susan.“ — Herr Müller: „Das häßt ich mir denken können. Es stand eine ganze Reihe von Herren am Schalter, aber sie zwang sie Alle, ihr als Dame Platz zu machen.“